

Frühstücksei des Präsidenten

Satirisches bei den 12. Rüsselsheimer Kurzfilmtagen

In den einsamen Weiten Skandinaviens ist das Kamerateam fündig geworden: Es beobachtet gigantische Wesen, die im Erdreich wühlen, um Weibchen und Reviere kämpfen und die Brut vor Nesträubern verteidigen. Bei den 50 Tonnen schweren Ungetümen, die mit den Schaufelarmen ebenso eindrucksvoll balzen wie kämpfen, handelt es sich in Wahrheit um Raupenbagger. Der Berliner Regisseur Oliver Seiter hat das Leben der „Titanen des Erdreichs“ von der anatomischen Beschreibung bis zum Sozialstudie festgehalten und mit dem sanft-sachlichen Kommentartext begleitet, der zum Stilmittel der Tierdokumentarfilme gehört.

Das Publikum hat dieser Satire am Wochenende bei den 12. Rüsselsheimer Kurzfilmtagen den mit 5000 Euro dotierten ersten Preis des Festivals verliehen. Den zweiten, mit 2000 Euro dotierten Preis erhielt der Frankfurter Georg Schubert für seinen Film „Ball of Fame“, und die Kölnerin Dorothea Nölle wurde für ihr Stück „Der Ausflug“ mit dem dritten Preis und 1000 Euro ausgezeichnet. Aus 140 eingereichten Arbeiten hatten die Veranstalter, die Stiftung Cinema Concetta, zuvor 19 Filme ausgewählt, die dem stimmberechtigten Publikum nun im Stadttheater vorgeführt wurden. Darunter waren perfekte Animationen wie Olaf Enckes „King of the Fools“, einem Märchen vom triebhaften Frosch, der sich den erlösenden Kuß von der animalischen Schönheit in allen denkbaren Männerrollen erschleichen will. Oder „Ritterschlag“ von Sven Martin, ein auf sechs Minuten fokussiertes Fantasyspektakel mit zwei Drachen, vielen törichten Helden und einer hinterlistigen Prinzessin.

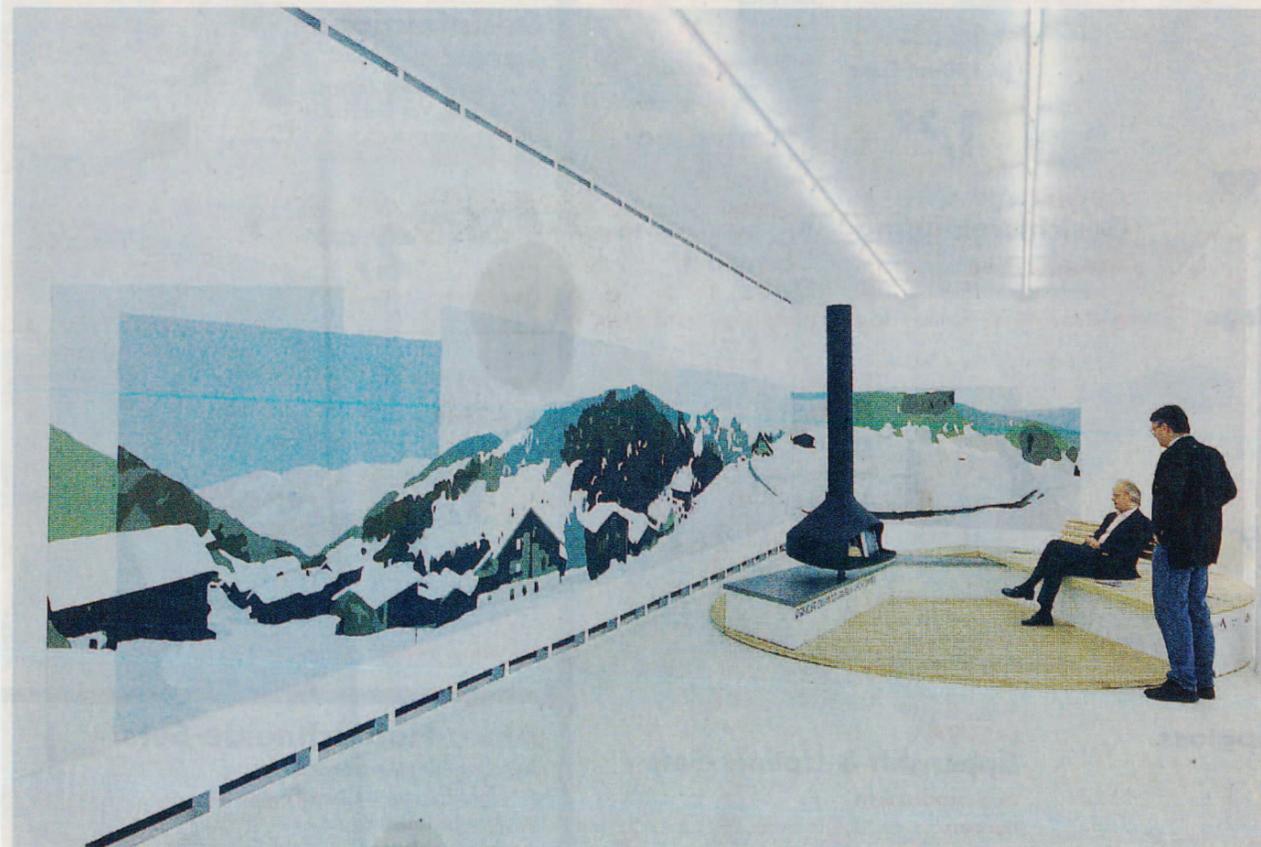
In „Fremdkörper“ verfolgte Wolfgang Morell den Weg eines Medikaments durch den Organismus auf der Jagd nach einem stacheligen Virus. Und in „Carnivorus“ porträtierte Maria Böckenhoff eine fleischfressende Pflanze mit drei bissigen und einer pazifistischen Blüte, deren Rivalität zur Selbsterstörung führt. Die Reihe der trickreichen Fantasien wurde von Aleskönnor Lorenz Müller fortgesetzt mit „Fliegen“, einem so kurzen wie lakonischen Abgesang auf die zum Objekt von

Insekten geschrumpften Heroen am Steuerknüppel. Ulf Ligniez skizzierte in „Phänotyp“ vor den realen Trümmerkulissen der Nachkriegszeit eine zwischen ihrem vermißten Mann und einem präsenten Besatzungssoldat schwankende Frau. Und Jan Thüring entfaltete in seinem fotorealistisch aufbereiteten Puppentrick-Abenteuer „Das Floß“ ein makabres Duell jenseits aller Überlebensaussichten.

Die kurzen Erzählungen – zu stoppen waren Zeiten von einer bis zu zwanzig Minuten – zielten stets auf eine Pointe, und nicht selten war sie vorhersehbar. Der Filmtrick ist naturgemäß besonders geeignet für solche absurden, ironischen und nur selten kalauernden Phantasien. Deshalb malte auch Alexander Isert in „Subway Score“ seinen Albtraum mit dem Zeichenstift aus: Hinter den Kacheln einer U-Bahn-Station lauern Rammböcke.

Die andere Hälfte der Titel aber waren Realfilme, wenn auch keineswegs realistische. Sie zeigten in „Der Ausflug“ von Dorothea Nölle eine Frau auf Partnersuche oder in Olek Smittys „Schöne Bescherung“ den Hausmann und einen Karpfen unter der Fuchtel einer keifenden Tyrannin. „Alles korrekt“ von Markus Sehr gab einen pedantischen Rechthaber der Schadenfreude frei. „Operation Rienzi“ von Thomas Oberlies und Matthias Vogel entfaltete ein von Wagners Kompositionen getragenes Theater um das Frühstücksei des Bundespräsidenten. „Die Meinungsumfrage“ von Eva Mende und Ole Schwarz vertiefte sich in eine lähmend geregelte Kleinbürgeridylle, in die ein unverhoffter Impuls Bewegung bringt.

Gökhan Sayim reanimierte in „Sein Kampf“ zwei Kriegsveteranen, die noch im Rollstuhl aufeinander losgehen. Ingo Rasper konstruierte in „Neuschwanstein Conspiracy“ ein Mißverständnis zwischen Ostdeutschen, Amerikanern, Bayern und Türken. Peter Kocyla befriedigte in „Die Versuchung“ erotische Erwartungen ganz banal. Sarah Paar kaprizierte sich in „Kotzen“ auf ein Wortspiel ohne nachvollziehbare Wendung. Und Preissträger Georg Schubert beobachtete in „Ball of Fame“ die Minigolfer und ihre Rituale und skurrile Eigenheiten. JÜRGEN RICHTER



Bank mit Aussicht: im Atelier der Architektengruppe Drexler, Guinand und Jauslin

Foto Wonge Bergmann

Pinsel, Farbe und ein einarmiger Gitarrist

Kunst statt Grabrede: Der Rundgang im „Atelierfrankfurt“

„Schwierig, aber machbar.“ Knapper und präziser als Jörg Siedel kann man kaum auf den Punkt bringen, wie es um das in Turbulenzen geratene „Atelierfrankfurt“ bestellt ist. Dabei sollte es doch vor allem um die Kunst gehen beim ersten Rundgang durch die 41 Ateliers von 60 Malern, Filmemachern, Musikern, Designern und Architekten, die hier seit gut einem Jahr im alten Polizeipräsidium an der Hohenstaufenstraße arbeiten. Und auch darum, ein wenig zu feiern. Denn eigentlich hat der gemeinnützige Verein allen Grund, stolz zu sein auf das, was hier geleistet worden ist.

Das einmalige Konzept, in dem damals leerstehenden, im Besitz des Landes Hessen befindlichen Gebäude nicht nur bezahlbare Ateliers zur Verfügung zu stellen, sondern vor allem einen Ort des Austauschs zwischen den Künstlern und Disziplinen ins Leben zu rufen und sich darüber hinaus als öffentlicher Ausstellungs- und Veranstaltungsort in der Stadt zu etablieren, ist im Grunde glänzend aufgegangen. Doch das von Jörg Siedel initiierte „Zentrum für zeitgenössische künstlerische Prozesse“ ist, so der Architekt keineswegs resignierend, „in jeder Beziehung in der Realität angekommen“. Vor drei Wochen ist dem „Atelierfrankfurt“ wegen Mietschulden vom Hessischen Immobilienmanagement zum 30. Juni fristlos gekündigt worden.

Einschließlich Junimiete und Nebenkosten hatten sich – nicht zuletzt wegen erforderlicher, zum erheblichen Teil selbst geleisteter Sanierungsarbeiten – Verbindlichkeiten in Höhe von rund 75 000 Euro angesammelt. Doch damit es zu weiteren Gesprächen überhaupt kommt, so hat Hessens Finanzminister Karlheinz Weimar bei einem Treffen mit Siedel und dessen Stellvertreter Sebastian Daub vorige Woche klargestellt, muß der Verein binnen Wochenfrist zunächst die Miete inklusive Nebenkostenvorauszahlung für den laufenden Monat in

Höhe von 7000 Euro begleichen sowie einen Sanierungsplan zur Tilgung der Schulden vorlegen.

Schwierig, aber machbar also. Und auch Joerg Weber, der den Vereinsvorstand in Finanzfragen berät und derzeit den Sanierungsplan erstellt, sah keinerlei Anlaß, zur Begrüßung eine Grabrede zu halten: „Als Betriebswirt muß ich sagen, es sieht eigentlich gut aus.“ Daß diese Einschätzung aus künstlerischer Sicht allemal gilt, davon konnten sich die zahlreichen Besucher des Rundgangs durch die offenen Ateliers unterdessen selbst ein eindrucksvolles Bild machen. Im blendend weißen Ausstellungsraum stellen derzeit etwa die Architekten Drexler, Guinand, Jauslin in einer umfangreichen Installation ihre Arbeit vor, während der Blick ins Atelier von Wilma Ehni zeigt, daß die peruanische Künstlerin mit der Gegenüberstellung von Markenklamotten und selbstgenähten „Fälschungen“ weiter der Wechselwirkung von Werbung, Mode, Markenbewußtsein und Identität auf der Spur ist.

Gleich gegenüber stellen die Geschwister Anny und Sibel Öztürk ihre aktuellen Videoarbeiten vor, Tür an Tür mit dem Stadelabsolventen Bernhard Schreiner. Vom Experimentalfilm kommend, beschäftigt sich der österreichische Künstler derzeit vor allem mit Musik, Video und Fotografie, hat im „Atelierfrankfurt“ soeben mit „feld“ ein Label für experimentelle Musik gegründet und zeigt zum Rundgang eine Reihe äußerst komischer, umfangreich bearbeiteter Fotos: wild drauflos trommelnde Schlagzeuger ohne Sticks, einarmige Gitarristen legendärer Bands und immer wieder schemenhafte, mit den Mitteln der frühen Fotografie sichtbar gemachte „Geister“.

Nathalie Grenzhaeuser, die wie die meisten Künstler schon vor mehr als einem Jahr ihr Atelier bezogen hat, präsentiert aktuelle Arbeiten ihrer neuen, in Island entstandenen Fotoserie „The promise“ und

überrascht den Besucher überdies mit kleinformatigen Aquarellen. Erstmals seit Jahren hat die Meisterschülerin von Hermann Nitsch wieder einen Pinsel in die Hand genommen: Im Unterschied zu den Fotoarbeiten aber zeigen sie eher traurige, kaputte Szenerien, bilden indes wie diese Wirklichkeit nicht ab und sind schon gar nicht vor der Natur entstanden, sondern beruhen auf am Computer zusammengesetzten Bildern. Bei aller Vielfalt aber ist die Malerei das vorherrschende Medium des Rundgangs, und schon der Blick in die Malerateliers war den Besuch wert.

Auch wenn mancher, wie der australische Gastkünstler David Harley, sich für seine abstrakten, farbsprühenden Bilder bevorzugt des Computers bedient, so arbeiten doch die meisten der jungen Künstler mit den klassischen Techniken. Ob die Porträts von Corinna Mayer oder Eun-Joo Shin, die mit surrealem Kick aufwartenden Bildwelten Monika Romsteins oder die stets gegenständlichen Blicke aus dem Atelierfenster Caroline Kropfs – Pinsel, Farbe, Leinwand dominieren in den Ateliers. Dagegen bewegt sich Dogan Özdoğan im Spannungsfeld zwischen Malerei und Fotografie.

Stets sind es eigene, digital aufgenommene Bilder, deren Farbanteile er exakt am PC berechnet und in farbsatte Streifenmalerei auf Alu-Dibond umsetzt. „Ich vernichte Fotografie“, beschreibt der Schüler von Hermann Nitsch und Simon Starling sein Vorgehen, „und mache Malerei daraus.“ Die Ergebnisse, farbentleerte, auf den ersten Blick gegenstandslos und monochrom erscheinende Fotografien und ihre Übersetzung in abstrakte, leuchtende Malerei kommen gleichwohl gut miteinander aus. Die Kunst also, so zeigte dieser Tag der offenen Ateliers eindrucksvoll, sie lebt im „Atelierfrankfurt“. Und es wäre ein herber Verlust, sollte es einen zweiten Rundgang im nächsten Jahr nicht geben.

CHRISTOPH SCHÜTTE

Nicht schön, nicht gut

Diskussion über das Logo im Museum für Angewandte Kunst

Ulrich Schneider hatte nicht umsonst die Barockabteilung gewählt. „So wird es nicht werden“, hoffte der Direktor des Frankfurter Museums für Angewandte Kunst, wies auf den Brüsseler Wandteppich mit dem Hauen und Stechen der Alexanderschlacht gegen die Perser – und sollte beinahe recht behalten. Hoch her nämlich ging es gleichwohl bei der öffentlichen Diskussion, zu der sein Haus angesichts der teils heftigen Reaktionen auf die Vorstellung der neuen „Corporate Identity“ geladen hatte. Denn die Begeisterung hielt sich meist in Grenzen. Unübersichtlich, häßlich, ja abstoßend sei das neue Logogramm des Pariser Designbüros „Vier5“ von Marco Fiedler und Achim Reichert, schön ganz bestimmt nicht und schon gar nicht gut.

„Für mich ist das ein Chaos“, so eine ältere Dame, die sich auf einen mehrfach übereinandergelegten und damit unleserlichen Schriftzug als neues Logo für die gesammelten Schönheiten des Museums keinen Reim zu machen wußte. Hier mochte die Diskussion zwar kaum zur Lesbarkeit, aber doch vielleicht zum Verständnis beitragen, auch wenn die Designer selbst der Einladung Schneiders nicht gefolgt waren. Darüber hinaus wurde rasch offenbar, daß die Irritationen jenseits der Ästhetik vor allem dem Umstand geschuldet sind, daß das Logo auf der Schrift basiert und in den Kontext einer – lesbaren – Schrift gestellt ist. Und somit bei vielen Besuchern statt für Klarheit für Verwirrung sorgt. Da hilft es nur bedingt, zu erklären, daß es sich um Kunst – um Schriftkunst – handele und daß die Kunst immer schon provoziert habe, wie Schneider sagte. Freilich, daß ein neues Erscheinungsbild, zu dem das Logo erst der Auftakt ist, kontrovers zur Kenntnis genommen wird, damit hatte er gerechnet. Mit der Vehemenz, mit der die Kritik in den vergangenen Wochen vorgebracht wurde, indes offensichtlich weniger. Der Designer Aldo Frei, der sich mühte, die Diskussion zu leiten, gab sich unterdessen sichtlich gelassen: „Wer gestalterisches Neuland betritt, muß mit Widerstand rechnen.“ schü.

Aufstieg der Hungerleider

„Die Comedian Harmonists“

Harmonie ist bei ihnen vor allem eine Sache der Noten gewesen. Innerhalb der Gruppe waren die Schwingungsverhältnisse eher dissonant. Diesen Eindruck jedenfalls vermitteln „Die Comedian Harmonists“ bei den diesjährigen Burgfestspielen in Bad Vilbel. Dort hat Regisseur Egon Baumgarten das musikalische Stück von Gottfried Greiffenhagen und Franz Wittenbrink ohne Schmus, dafür aber mit einer Menge sozialpolitischem und psychologischem Realismus inszeniert. Unter bedecktem Abendhimmel fröstelten die Zuschauer, die sich keine Decke mitgebracht hatten, ähnlich wie auf der Bühne die Habeichtse und Hungerleider der Weltwirtschaftskrise. Um so dankbarer war man der Festspielleitung für die wärmenden Schaumstoffkissen.

In einem schäbigen Mansardenzimmer, das Thomas Pekny auf der Drehbühne eingerichtet hatte, begann im Dezember 1927 das Abenteuer der berühmtesten deutschen Gesangsgruppe. Aber auch die Harmonie der Stimmen stellte sich nicht ohne

Mehr Ideen für Ihr Bad!

- 400 m² Bäder- und Wellness-Studio
- Bäder- und Wellness-Beratung
- Komplettbad aus einer Hand
- Kunden- und Notdienst